

FESTVORTRAG

Hans G. Zeger

„Ich habe 6 Millionen Freunde, und alle sind meiner Meinung“

Über Jahrhunderte waren Bibliotheken Träger des materiellen Wissens. In der klassischen Epoche der Bibliotheken waren Wissen, die Bücher als Wissensträger, der Zugang zum Wissen und die Hüter des Zugangs dazu eins. Im zwanzigsten Jahrhundert erreichte die Informationsvermittlung mehr und mehr an Bedeutung, es begann die Trennung dieser Funktionen, Bibliothekare wurden Vermittler virtueller Wissensträger. Internet, besonders die neuen *Web-2.0*-Anwendungen schaffen neue Wissensplattformen und erfordern neue Wege der Wissensvermittlung. Wissen wird mehr und mehr über den endlosen Strom von „Kommunikation“ vermittelt. Die Produktion von Information wird wichtiger als sie zur Kenntnis zu nehmen. Die schiere Informations- und Datenmenge erfordert neue Zugangs- und Filtermethoden des Wissens. Für Bibliothekare ergeben sich zahlreiche neue Aufgabengebiete, sie werden zu Detektiven, zu Navigatoren, zu Pädagogen und zu Archäologen der Gegenwart.

Sehr geehrte Festgäste!
Sehr geehrte Kongressteilnehmer!

Es ist mir eine ganz besondere Freude heute vor Ihnen sprechen zu dürfen. Im Frühjahr ist das Programmkomitee des Bibliothekartages an mich herantreten, ob ich nicht etwas zur Entwicklung der Bibliotheken, ganz besonders in Hinblick auf die Entwicklungen des *Web 2.0* sagen möchte.

Ich habe spontan zugesagt, hatte ich mich doch gleich an meine Erfahrungen mit Bibliotheken während meines – nun schon etwas länger zurückliegenden – Studiums erinnert. Gleichzeitig sah ich auch die Chance, zur Debatte um *Facebook* und Co, kurz zu den sozialen Medien den einen oder anderen grundsätzlichen Aspekt hinzuzufügen.

Einleitung

Sie werden vielleicht die Vorankündigung zu diesem Vortrag gelesen haben, diese möchte ich zu Beginn korrigieren.

Ich gestehe, ich habe keine sechs Millionen Freunde, nicht einmal sechs Millionen Fans. Und meiner Meinung sind, wenn ich mir manchmal die Kommentare auf *Standard.at* oder *krone.at* ansehe, nachdem ich wieder einmal zitiert wurde, auch die allerwenigsten. Aber das stört mich recht wenig, da ich die Kommentare ebenso selten lese wie die Zitate.

In Österreich erreicht und übertrifft die Zahl der sechs Millionen Freunde nur Red Bull mit 22 Millionen Fans. Dahinter folgen, schon mit gehörigem

Abstand, Swarovski (1,5 Millionen Fans) und die Seite „Unnützes Wissen“ (650.000 Fans).

Ein gewisser Heinz Christian Strache konnte rund hunderttausend Fans einsammeln, der Bundespräsident ist mit 20.000 weit abgeschlagen, von allen anderen Politikern ganz zu schweigen. Bevor Sie sich aber über die Ungerechtigkeit und die Dummheit der *Facebook*-Benutzer empören, dass gerade einer der umstrittensten Politiker der Beliebteste sein soll, darf ich Sie beruhigen.

Ein Ziegelstein hat mit 200.000 doppelt so viele Fans wie HC Strache. Es ist natürlich nicht irgendein namenloser Ziegelstein, sondern er nennt sich „Kann dieser seelenlose Ziegelstein mehr Freunde haben als HC Strache?“ Yes, he can!

Und in den internationalen *Facebook*-Rankings schafft es gerade ein Österreicher unter die TOP-200 Politiker. Geführt wird die Politik-Liste natürlich von Barack Obama, der mit 23 Millionen knapp den Roten Bullen schlägt, aber auf Platz 195 – immerhin – findet sich, keine Angst, nicht HC Strache, sondern Robert Heinrich I. („Politician, Austria“). Und so relativiert sich doch der Strache'sche Erfolg wieder.

Nach dieser Einleitung, die wohl selbst ein wenig in die Kategorie „Unnützes Wissen“ fällt, komme ich zum eigentlichen Thema.

Bibliotheken als Träger des materiellen Wissens

Jahrhundertlang hatten Bibliotheken eine klar umrissene Aufgabe. Sie waren materielle Sammlungen des Wissens. Wissen, repräsentiert durch Tontafeln, Papyrusrollen, Pergamentfolianten oder zuletzt Bücher aus Papier. Ihre Herstellung unterlag einem komplexen Produktionsprozess, und sie waren nur beschränkt verfügbar. Genauso die Bibliotheken, sie hatten nur bestimmte Platzkapazitäten, bestimmte Ankaufsbudgets und eine bestimmte personelle Ausstattung. Dem Bibliothekar kam dabei eine entscheidende Filterrolle zu. Er hatte zu entscheiden, was würdig war angeschafft zu werden, was wo aufbewahrt wurde, und durch sein Katalogisierungs- und Beschlagnortungssystem entschied er auch, wie der Zugang zu diesen Wissensträgern gestaltet war.

Nicht zu unterschätzen ist auch seine Funktion bzw. die seiner Gehilfen, den Skriptoren, als Produzenten von Wissensträgern. Bücher verwalten und Bücher produzieren fiel bis in die Neuzeit, bis zur Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern zusammen.

Diese Doppelrolle ging nach und nach verloren und ist heute völlig aus dem Bewusstsein verschwunden. Auch den unterschiedlichen Katalogisierungs- und Beschlagnortungssystemen folgte eine zunehmende Standardisierung.

Diese Rolle als Torwächter des Wissens enthielt zahlreiche Gefahren. Allzu leicht konnte auf diese Weise Zensur ausgeübt werden, falsches Wissen gefördert, neue Erkenntnisse unterdrückt werden. Bücher, die auf dem „Index“

standen, waren für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich, ihr Wissen verschwand in den Abgründen der Bibliotheken.

Die Bibliotheken selbst waren ständig Angriffen und Gefahren ausgesetzt. Denken wir nur an Schimmel, Wurmbefall, Feuchtigkeit oder Feuer. Aber auch Krieg, Regimewechsel oder schlicht Finanznot konnten Bibliotheken auflösen oder zerstören. Sie alle kennen zahllose Beispiele, von der versunkenen Bibliothek von Alexandria bis zu den Bücherverbrennungen des Dritten Reiches.

Ich möchte diesen Abschnitt die klassische Zeit der Bibliotheken nennen, Wissen, die Wissensträger, der Zugang zum Wissen und die Hüter dieses Zugangs waren eins, konzentriert auf den Brennpunkt Bibliothek. Wer zu Wissen kommen wollte, musste sich in die richtige – im doppelten Wortsinn richtige – Bibliothek begeben. Schon die Wahl der Bibliothek entschied, welcher Wissenskanon zugänglich wurde.

Bibliothekare als Vermittler virtueller Wissensträger

Im zwanzigsten Jahrhundert, besonders aber ab den 70er-Jahren begann diese Einheit auseinander zu fallen. Wissen war nicht mehr zwangsläufig an materielle Träger gekoppelt. Begonnen hat es mit der Mikro-Verfilmung, später mit der Computerisierung zuerst der Kataloge, der Schlagwortungen, der Abstracts und letztlich der Informationen selbst.

Nationale und internationale Vernetzung erlauben es auf Wissensbestände weit entfernter Bibliotheken zuzugreifen und gegebenenfalls Werke als (Papier-)Kopie zu erhalten.

Ich erinnere mich noch lebhaft an meine Zeit als Dissertant, als ich zu meinem Philosophiethema auch Literaturrecherchen machte. Tage verbrachte ich in der Nationalbibliothek und in der Wiener Universitätsbibliothek. Aber ich nutzte auch das elektronische IV-Angebot. IV steht für Informationsvermittlung.

Das sollte man sich nicht wie eine heutige Recherche vorstellen, bei der im Internet über Webformulare und Onlinekataloge nach geeigneter Literatur gesucht wird. Passt das Ergebnis nicht, dann probiert man es von neuem, so lange, bis man damit zufrieden ist.

Ich hatte damals ein längeres Gespräch mit einem Bibliothekar, er erzählte mir, welche Datenbanken und Bibliotheken zugänglich waren, welche Schlagworte sinnvoll waren und welche nicht.

Mit diesen Informationen ausgestattet grübelte ich dann einige Tage über mein Thema und stellte entsprechende Stichworte zusammen. Diese wurden dann nochmals vom „Informationsvermittler“ durchgesehen, zusammengefasst, bereinigt und korrigiert. Einige Tage später erhielt ich dann ein dickes Paket Papier mit zahllosen bibliographischen Angaben und Abstracts, die ich dann stolz abarbeitete.

Es wird ihnen nicht schwer fallen, die Filterfunktion des Informationsvermittlers zu erkennen. Abhängig von seiner Geschicklichkeit und seiner Kenntnis der Katalogisierung, der Beschlagwortung und seiner Fähigkeit, mit Hilfe der Boole'schen Algebra Verknüpfungen zu definieren, wird zu wenig, zu viel oder genau die richtige Menge an Treffern zustande kommen.

Torhüter und Vermittler könnten als traditionelle Filterfunktionen der Bibliothekare bezeichnet werden. Mit *Web 2.0* soll alles anders sein?

Internet und Grundrechte

Meist werde ich als „Datenschützer“ eingeladen, in der Regel ein Missverständnis. Mir ist es eigentlich kein Anliegen, Daten zu „schützen“, sondern auf die Sicherung der Grundrechte der Menschen in einer sich laufend differenzierenden und unübersichtlicher werdenden Informationsgesellschaft hinzuweisen. Wer sich jetzt ein Donnerwetter über die dummen Internetbenutzer erwartet hat, die auf *Facebook* ihre Privatsphäre zur Schau stellen und dabei ganz nebenbei ihre zukünftige Karriere als biedere Arbeitnehmer vernichten (Stichwort „Das Internet vergisst nie“), den muss ich jetzt enttäuschen.

„Wir können nicht nicht-kommunizieren“ ist die zentrale Botschaft von Paul Watzlawick. Kommunikation ist ein zentrales menschliches Bedürfnis, Kommunikation äußert sich in ganz unterschiedlichen Ausprägungsformen. Klassischerweise denken wir bei Kommunikation an sprachliche oder an schriftliche Äußerungen, etwa durch Briefe oder indirekter, über Zeitungen, Bücher, Kundmachungen usw.

Kommunikation ist aber noch öfter nonverbal definiert, unser Aussehen, unsere Bekleidung, unsere Beziehungen, unsere Freunde, unsere Lieblinge, die von uns öffentlich verwendeten Produkte (Statussymbole), wo und wie wir wohnen, wohin wir gehen oder reisen, wen wir treffen, kurz unser gesamtes Verhalten gibt Aufschluss über unsere Einstellungen, Meinungen, Sehnsüchte und Phantasien. Bewusst oder unbewusst kommunizieren wir über diese Kanäle permanent mit unserer Umwelt.

Meinungsfreiheit ist ein grundrechtliches Konzept, das Öffentlichkeit, Publikum benötigt, Meinungsfreiheit ohne Öffentlichkeit ist bloß ihre eigene Karikatur. Und zentrales Merkmal von Meinungsfreiheit ist Vielfalt und Allgemeinheit. Jede, jeder muss die Möglichkeit haben ihre oder seine Meinung zu äußern, und zwar in seiner/ihrer individuell angemessenen Form.

Europa hat eine rund 350jährige Erfolgsgeschichte der Grund- und Menschenrechte hinter sich. Seit Descartes' Diktum „Ich denke, also bin ich“ (1637), das Wissen des Selbstwertes des Menschen, über die amerikanische Unabhängigkeitserklärung (1776), die Französische (1789) und bürgerliche (1848) Revolution, das Staatsgrundgesetz (1867), die UN-Charta der Men-

schenrechte (1948) bis zur Europäischen Menschenrechtskonvention (1950) reicht die Kette der Ausgestaltung der Menschenrechte.

Zu diesen Grundrechten gehört neben der Achtung des Privat- und Familienlebens (Art. 8 EMRK) jedoch genauso die Sicherung der Meinungsfreiheit (Art. 10), der Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit (Art. 9), der Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit (Art. 11) und das Diskriminierungsverbot (Art. 14)

2008 „erfand“ der deutsche Bundesgerichtshof in Karlsruhe ein weiteres Grundrecht, das „Recht auf Unversehrtheit der persönlichen Kommunikationsinfrastruktur“.

Alle diese Grundrechte werden durch *Web 2.0* und Social Media in Frage gestellt oder müssen zumindest neu interpretiert werden.

Grundrecht auf Irrtum?

Konsequenz der europäischen Entwicklung ist das Grundrecht auf unbeobachtetes Leben. Für eine offene Gesellschaft ist es unerlässlich, dass Menschen unbeobachtet, unkommentiert und unzensuriert Meinungen und Ideen austauschen können. Nur auf diesem Nährboden kann aus Fehlentwicklungen, unausgegorenen Ideen, Versuch und Irrtum Neues, Kreatives entstehen, jeder von uns kennt die hemmende Wirkung, wenn Vorgesetzte, Lehrer oder Kollegen jeden Vorschlag zuerst einmal kommentieren und zerpflücken, antreiben oder bloß verlangen „doch endlich was G'scheites zu sagen/zu tun“.

Dies hat unmittelbare Konsequenzen auf die Meinungs- und Kommunikationsfreiheit. Was wäre eine Meinungsfreiheit wert, wenn sie bloß Druckreifes, Wahres, allgemein Anerkanntes zuließe? Eine Meinungsfreiheit, die notariell beglaubigt werden muss, wäre das Gegenteil eines Grundrechts.

Meinungsfreiheit muss umfassend gedeutet und gesichert werden. Meinungsfreiheit bedeutet auch das Recht keine eigene Meinung zu äußern oder auch das Recht ungehindert aus bestehenden Informationen, Meinungen und Nachrichten auswählen zu können. Meinungsäußerung muss auch anonym möglich sein, die Möglichkeit der Meinungsäußerung muss nicht-diskriminierend garantiert sein, unabhängig von Alter, Geschlecht, Weltanschauung, religiösem Bekenntnis, Herkunft, Einkommen, sozialem Status oder Bildung. Meinungsfreiheit darf nicht an Sinn und Unsinn, an der Richtigkeit oder Fehlerhaftigkeit, an der Gefährlichkeit oder dem Nutzen von Meinungen gemessen werden.

Schranken in der Meinungsfreiheit dürfen nur dort zugelassen werden, wo die Meinungsfreiheit anderer nachhaltig beschränkt und unterdrückt wird.

Die Rückkehr der Antimoderne

Die Herausgabe einer Zeitung, eines Buches unterliegt bis heute hohen technischen und wirtschaftlichen Beschränkungen, nur wenige können sich diese

Form der Meinungsäußerung leisten. Traditionelle, materiegebundene Formen der Meinungsäußerung waren engen faktischen und technischen Grenzen unterworfen.

Dies änderte sich im Internet grundlegend, die technischen Grenzen bestehen nicht mehr, jeder kann mit geringen Mitteln einen Internet-Mediendienst starten. Mit der Verbreitung der Internetkultur werden jedoch auch antimoderne Kulturpessimisten lauter. Sie verteufeln das Mitmach-Web als Cut-and-Paste-Kultur, die *Google-* und *Wikipedia-*Kultur, sie jammern und schimpfen: „Heute, wo am Web jeder dieselbe Reichweite hat, zählt das Wort eines Experten genau so viel wie das Stammeln eines Idioten.“ (TU-Professor und Hyperwave-Erfinder Hermann Maurer, Graz) Wir sollten jedoch diese Entwicklung differenzierter sehen.

Aus Meinungsvielfalt wird Babylon

„Warum passiert jeden Tag genau so viel, dass es sich in der halben Stunde Zeit im Bild gerade ausgeht?“, wird sich nicht nur der Autor in Kinderragen gefragt haben. In den Urzeiten des Fernsehens gab es zuerst einen, dann zwei Fernsehkanäle, die Nachrichten wurden aber noch Jahrzehnte später durchgeschaltet. Punkt 19:30 erfuhr die ganze Nation, wie sie den abgelaufenen Tag wahrzunehmen hatte.

Der gesetzlich garantierten Meinungsfreiheit der ZiB-Redaktion stand eine massive Gleichschaltung von sieben Millionen Bürger/innen gegenüber. Eine provokante Überspitzung, gewiss, hatten doch alle Bürger/innen immer die Option diesen Informationskanal nicht zu nutzen und sich über andere Wege (Zeitungen, Radio, persönliche Anschauung, ...) ausschließlich oder ergänzend eine eigene Meinung zu bilden.

Als Modell, um die heutige Entwicklung besser zu verstehen, ist das Bild der gleichgeschalteten Nachrichtensendung jedoch bestens geeignet. Irgendwann in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts kamen sogar in Österreich zusätzliche Fernsehkanäle an, zuerst einige deutsche, dann via Satelliten zahllose aus der ganzen Welt, zuletzt sogar in Österreich produzierte private Fernsehkanäle. Die Wahl zwischen 2, 3, 10 Nachrichtenkanälen wurde und wird generell als Erweiterung der Meinungsfreiheit begrüßt. Der Benutzer lernt unterschiedliche Sichtweisen kennen und kann dadurch leichter seine eigene Meinung präzisieren.

Doch was bedeutet das Anwachsen auf 100, 500 oder 5.000 Kanäle? Ziehen wir eine tägliche Fernsehzeit der Bürger/innen von drei bis vier Stunden heran, dann blieben bei 500 Kanälen bloß je 30 Sekunden, um sich ein Bild über die Informationen eines Kanals zu machen, zu wenig, um sinnvolle Schlüsse zu ziehen.

500 Kanäle gleichberechtigt zu nutzen, sei eine sinnlose Fiktion, wird der Zuhörer einwenden. Jeder hat seine 4-5 Lieblingskanäle, und außerdem seien

viele Nachrichtensendungen in vielen Kanälen gleichgeschaltet, stammen sie doch aus derselben Redaktion großer Networks. Doch wie kommt der Benutzer zu seinen Lieblingskanälen?

Und wie ist die Meinungsvielfalt im Zeitalter des *Web-2.0*-Internets zu bewerten, wenn nicht 5.000 Kanäle bereitgestellt werden, sondern Informationen über 500.000 oder 50 Millionen Kanäle? Letztlich stellen die 700 Millionen *Facebook*-Benutzer, immerhin 10 Prozent der Weltbevölkerung, mit ihren Webauftritten 700 Millionen potentiell unterschiedliche Informationskanäle dar. Selbst wenn zwei Drittel davon nicht aktiv sind, bleiben viele Millionen Kanäle, die nicht n Selbstdarstellung betreiben, wie die arabischen *Facebook*-Initiativen im Frühjahr 2011, die Obama-Internet-Wahlwerbekampagne oder die diversen Uni-Initiativen in Österreich zeigen.

Alle Welt ist meiner Meinung

Warum wird man *Facebook*-Benutzer? Damit man allen seinen Freunden, Fans und sonstigen Lebensbegleitern ständig alles Wichtige oder vielleicht auch nur eingebildet Wichtige mitteilen kann. Alle denken so, nicht nur Obama, Lady Gaga, Cristiano Ronaldo oder Red Bull. Auch jeder der anderen 700 Millionen Teilnehmer. Wozu hat man Freunde, wenn man sie nicht ständig beschwatzen kann?

130 Freunde hat der durchschnittliche *Facebook*-Benutzer. Doch was sagt ein Durchschnitt? Manche *Facebook*-Benutzer werden sich mit zwei, drei begnügen müssen, andere kommen auf mehrere tausend.

Jeder *Facebook*-Teilnehmer mit einigen Freunden kennt das Problem. Wie mit der Vielzahl von Informationen und Statusmeldungen umgehen? Wird der Neuling zu Beginn versuchen jede erhaltene Meldung zu beantworten, wird er spätestens dann, wenn er mehrere Tage seine beruflichen Verpflichtungen vergessen hat, auf den Boden der Realität zurückgeholt werden. Antworten kommt nicht mehr in Frage, selbst das Lesen aller Statusmeldungen geht sich nicht mehr aus. Nur mehr selektiv werden die Befindlichkeiten der Freunde wahrgenommen, ungebremst jedoch die eigenen gepostet.

Nach den durchzechten Nächten der alten Tage sind wir heute mehr und mehr mit durchwachten Nächten des *Facebook*-Volks konfrontiert. Kann Kommunikation süchtig machen? Ein Experiment von Olds (1958) sei in Erinnerung gerufen. Einer Ratte wurde eine Sonde in ihr Gehirn implantiert. Durch einfaches Drücken eines Knopfes konnte sie sexuelle Empfindungen stimulieren. Sexuelle Erregung war damit erfolgreich von den körperlichen Fähigkeiten des Tiers abgekoppelt. Die Taste wurde vom Tier bis zum völligen Zusammenbruch gedrückt, alle anderen Funktionen wie Ernährung oder Schlaf wurden vernachlässigt.

Facebook hat darauf längst reagiert. Schon bei einigen Dutzend Freunden schwillt die Zahl der Mitteilungen, Postings und Statusmeldungen drama-

tisch an. Die Teilnehmer können nicht bis zur völligen Erschöpfung bei der Stange gehalten werden. Da jedes Verhalten von uns Menschen Ausdruck von Meinungen und Überzeugungen ist, registriert *Facebook* jede Aktion. Lesen oder nicht lesen? Antworten oder nicht antworten? Einladen oder nicht einladen?

Aus Sicht der *Facebook*-Programmierer kein Problem. Sie basteln komplexe Scoring-Algorithmen und errechnen damit die Interessen der Benutzer. Diese Algorithmen arbeiten, ohne dass sie der Benutzer selbst aktivieren muss, im Hintergrund. Schon nach kurzer Zeit sind hunderte Freunde ausgeblendet. Zu selten wurde ihnen geantwortet, zu selten ihre Botschaften wahrgenommen. Manchen Benutzern fällt es oft erst nach Monaten auf, dass von bestimmten Personen keine Nachrichten mehr kommen. *Facebook*-Flüchtlinge? Verstorben? Beleidigt?

„Warum ist Freundin Brigitte nicht mehr aktiv?“, fragt sich kurz der *Facebook*-Benutzer, um in der nächsten Sekunde einer ganz anderen Statusmeldung zu folgen oder seine neuesten Fotos zu posten. Brigitte ist weiterhin aktiv, doch erhielt sie zu wenig Aufmerksamkeit, und die Filter von *Facebook* haben ihre Statusmeldungen in den Abgründen des Systems verschwinden lassen.

Wie diese Filter genau arbeiten, gehört zu den Betriebsgeheimnissen von *Facebook*. Vage wird beauskunftet, dass Nachrichten von Nutzern, mit denen „häufig interagiert“ wird, nach oben gereiht werden, andere nach hinten. Doch was bedeutet „häufig interagiert“? Die Programmierer von *Facebook* können nicht beurteilen, wer mit wem tatsächlich intensivere oder weniger intensive Beziehungen hat, sie zählen Mausklicks. Meldungen, die angeklickt wurden, sind „wichtig“ und damit auch deren Versender, Meldungen, die man vielleicht früher gelesen, aber nicht weiter angeklickt hat, werden unwichtig und verschwinden allmählich aus dem Wahrnehmungshorizont.

Facebook hat auf technischer Ebene und eigenmächtig unser Wahrnehmungsproblem der Millionen Nachrichtenkanäle gelöst, Computerprogramme entscheiden, was für uns wichtig ist und was nicht. Der Benutzer findet sich plötzlich in einer Informationswelt wieder, die permanent seine eigenen Einstellungen bestätigt.

Zur Meinungsfreiheit gehört jedoch sowohl keine Meinung zu haben (jene legendäre „schweigende Mehrheit“, die autoritäre Politiker gern zitieren und die noch nie gesichtet wurde) als auch aus verschiedenen Positionen frei auswählen zu können. Genau diese freie Wahl hat *Facebook* seinen Benutzern längst abgenommen.

Ich spreche nicht von einem *Facebook*-typischen Phänomen. Andere *Social-Media*-Plattformen agieren ähnlich, meist nicht so professionell. Die beschriebenen Vorgänge sind notwendige Konsequenz einer Idee von Meinungsfreiheit, in der hunderte Millionen gleichberechtigt ihre Meinungen

äußern können. Gleiches gilt für Suchmaschinen, benutzt man diese als registrierter Teilnehmer, dann beeinflussen die eigenen Meinungen, abgegeben durch Suchergebnisse der Vergangenheit, welche Mails geschrieben oder empfangen wurden, welche sonstigen Dienste man nutzte, die Reihung der Ergebnisse. Ist man nicht registriert, versuchen die Suchprogramme durch sonstige Informationen, wie Herkunftsland der verwendeten IP-Adresse, Art der Computerinstallation, Cookies, früher aufgerufene Webseiten usw. die Interessen des Teilnehmers zu erkennen und Suchergebnisse „richtig“ zu reihen.

Typisch ist das Türkei-Beispiel. Sucht ein US-Amerikaner auf *Google* nach „Turkey“, kann er damit rechnen, Truthahnrezepte weit oben zu finden, der EU-Europäer wird bei „Türkei“ zahllose Reiseangebote ganz oben erhalten und der türkische Internetnutzer eher nationalistische Statements der türkischen Eliten.

Was ist schlecht daran, wenn mir Programme und Maschinen eine Auswahlarbeit abnehmen, die ich, siehe oben, sowieso nicht leisten kann? Wenn diese Programme viel über mich wissen, dann setzen sie mir genau die für mich interessanten Informationen vor. Eine gefährliche Verführung und vermutlich *der* gefährlichste Angriff auf unsere Meinungsfreiheit. Natürlich versteht kein Computerprogramm unsere Meinungen und Ansichten in einem umfassenden Sinn und kann keine stellvertretenden Entscheidungen treffen. Es werden immer nur statistische und wahrscheinliche Verhaltensmuster errechnet, die auf einen Großteil von Personen einer bestimmten Gruppe zutreffen.

Es sucht jedoch nie der „US-Bürger“, der „EU-Bürger“ oder der „Türke“ bei *Google & Co*, sondern Individuen mit ganz persönlichen Vorstellungen. Jedem Suchmaschinenbenutzer wird schon ärgerlich aufgefallen sein, dass er statt der gesuchten aktuellen Information Dutzende Uraltmeldungen vorgezeigt bekommen hat, die besser dem *Google'schen* Ideal des Page-Rankings entsprachen. Eine neue Industrie, die SEO („Search Engine Optimizing“) ist heute angetreten mit Hilfe spezieller Aufbereitung des eigenen Inhalts jeden noch so sinnvollen fremden, aber eben nicht SEO-optimierten Inhalt zu verdrängen.

Dieser Aspekt, dass allgemeine Eigenschaftszuschreibungen, statistische Scoring- und Ratingmethoden und SEO-Techniken den inhaltlichen Zugang der Individuen zur (Internet-)Welt kontrollieren, die Wahrnehmung steuern und Nachrichten selektieren, wird in der gesellschaftspolitischen Diskussion heute noch viel zu wenig beachtet.

Was lernen wir daraus? Gestalte deine Meldungen im Titel zwar interessant, aber nichtssagend! Mache neugierig! Jeder *Facebook*-Nutzer wird zu einer Art Mini-„Bild“-Reporter? Knallig, fetzig, kurz. Übertreiben und Vereinfachen wird zum allgemeinen (erfolgreichen) Kommunikationsstil der Stunde?

Die klassischen Zugangsfiler, die materiellen Begrenzungen der Bibliotheken bestehen heute nicht mehr, leben wir deswegen in einer barrierefreien, filterfreien Welt? Oder haben wir nicht bloß den Filter des Wissensmangels durch die Kakophonie der millionenfachen Beliebigkeit ersetzt? Besteht unsere Zukunft, unsere Wahrnehmungsmöglichkeit von Wissen darin, uns Filter- und SEO-adäquat zu verhalten?

Bibliothekare in der Rolle als Detektive?

In Vorbereitung auf diesen Vortrag fiel mir ein Büchlein aus der Reihe „Bibliothekspraxis“ aus dem Jahr 1991 in die Hände. Es stellte die Ergebnisse einer Delphi-Studie zum Thema „Einsatz neuer Technologien im Bibliothekswesen“ vor.

Mehr als die Hälfte der Studienteilnehmer erkannte, dass mit den neuen Techniken wohl eine Erweiterung des Medienbestandes durch Non-Book-Material einhergehen wird. Häufige Nennungen fand auch der Rollenwandel der Bibliotheken als Kommunikationszentrum, der Einsatz der IuK-Techniken für die Bibliotheksverwaltung, die Informationsvermittlung und die Leseförderung. Eine qualifizierte Zahl der befragten Bibliothekare sah in den neuen Techniken keine fundamentalen Änderungen.

Überhaupt nicht thematisiert wurde jedoch die Aufhebung der Grenzen zwischen Produzenten (Autoren) und Konsumenten (Lesern), die Konsequenzen des gewaltigen Anschwellens des Informationsstroms. Es würde 60.000 Jahre erfordern die Informationen des *Web 2.0* auch nur flüchtig zur Kenntnis zu nehmen – der produzierten Informationen eines einzigen Tages wohlgermerkt, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen.

Die Rolle des Bibliothekars, die zahllosen neuen Zugangsmechanismen und Barrieren zu Wissen aufzuspüren, kritisch zu hinterfragen, zu bewerten, darzustellen und den Benutzern transparent zu machen, erfordert ein neues – detektivisch geprägtes – Berufsbild.

Der Bibliothekar als Navigator

Möglicherweise haben die Kulturpessimisten recht, die meinen, dass 99% der abgesonderten „Weisheiten“ bloß Gestammel und kakophonischer Müll sind, bleiben von den 60.000 Jahren Content immer noch 600 Jahre nützlicher Information täglich. Wer soll sie organisieren, verwalten, katalogisieren?

Entscheidend ist heute nicht mehr das Vorhandensein, das Produzieren von Information, nicht einmal mehr das Wissen, wo Information zu finden ist, sondern ob überhaupt der Zugang zu sinnvoller Information gefunden wird. Die technisch-materiellen Filter der Informationsproduktion wurden durch den „Filter“ der produzierten Informationsmenge ersetzt. Im Heuhaufen des Belanglosen sind die Stecknadeln des Interessanten wirksam verborgen.

Damit kommt Suchtechnologien, den Links und Informationsportalen als Zugängen zu den Informationen besondere Bedeutung zu. Nicht mehr die Bibliotheken sind Hüter und Torwächter des verfügbaren Wissens, sondern Suchmaschinen. Sie verwenden das Wissen über das Verhalten, die Interessen des Benutzers als Informationsfilter. Der Zugang zum Wissen wird zunehmend individualisiert und damit nicht mehr vergleich- und austauschbar. In geradezu absurder Weise schafft die grenzenlose Kommunikation monadenhafte Inseln der Nicht-Kommunikation.

Fragmentierung, *Beacons*, Informationssplitter, Vervielfältigung: heute noch das Feld des Viral Marketings, des *Behavioral Targetings*, des *User Trackings*, der *Content*-Syndizierung und des *Search Engine Optimizings*. *Social-Media*-Experten erklären uns, wie wir durch *Content Targeting* Internet-Benutzer und ihre Interessen steuern können.

Wir könnten sehr lange über die Bedeutung dieser neuen Begriffe und auch über das Menschenbild, das hinter ihnen steht, philosophieren. Ich möchte aber an dieser Stelle einen anderen Gedanken aufgreifen.

Wer zwingt uns dieses Feld den Marketing-Gurus zu überlassen? Sind nicht Fragmentierung, Zersplitterung, Informationsfülle und Informationsunsicherheit notwendige Begleiterscheinungen des Internets? Quasi seine inhärente technische Natur? Sollten wir nicht versuchen Strategien zu entwickeln, mit diesen zahllosen Informationsbruchstücken fertig zu werden, abseits vom bekannten Gejammer über die Unzuverlässigkeit der meisten Informationen und auch abseits der Kaltschnäuzigkeit der Werbefuzzies, die aus der Desorientierung der Internetnutzer raschen Profit schlagen wollen.

Die Büchse des unendlichen Informationsstroms ist geöffnet, die lässt sich nicht mehr schließen. Es macht keinen Sinn nach Ordnungs- und Zulassungsinstanzen im klassischen medienpolitischen Sinn zu rufen. Das Filtern des Webs, wie es manche ahnungslose Politiker ernsthaft fordern, kann genauso wenig funktionieren wie der Ruf nach eindeutiger Identifizierung jedes Benutzers. Beides würde bestenfalls den naiven Benutzer treffen, nicht den angeblich anvisierten Cyberkriminellen, der in der Wolke des unüberschaubaren Datenstroms seinen dunklen Geschäften nachgeht. Er weiß, dass er kriminell handelt und hat im Internet jede Menge von Techniken, sich vor dem Zugriff zu schützen.

Die Beschränkung des Zugangs, die eindeutige Identifikation für jeden Schritt, für jede Meinungsäußerung im Internet würde klar gegen das Grundrecht der freien Meinungsäußerung verstoßen, das auch die Möglichkeit der anonymen Meinungsäußerung enthält.

Aber die Menschen haben großen Bedarf an Orientierung im Internet. Warum ihnen nicht Hilfsmittel und Strategien zur Verfügung stellen, mit denen sie die Werthaltigkeit der Informationssplitter erkennen können, wie sie aus

den zahllosen Beacons im Internet-Blitzlichtgewitter für sie wertvolles Wissen zusammenstellen können?

Und so zeichnet sich eine neue Rolle des Bibliothekars ab. Er wird vom Skriptor über den Vermittler zum Navigator im Meer der Informationsschnipsel.

Die Feinde des Web 2.0

Stehen wir mit *Web 2.0* vor einem neuen goldenen Zeitalter der Informations- und Wissensvielfalt? Oder stimmt das Gegenteil?

Kulturpessimisten und „Datenschützer“ erklären den *Web-2.0*-Teilnehmern immer wieder mit erhobenen Zeigefingern, dass sie sich vor den sozialen Plattformen in Acht nehmen sollen und vorsichtig bei der Bekanntgabe persönlicher Angaben sein sollen.

Indirekt erklären sie die Benutzer der Plattformen zu ihren eigenen Feinden, zu Menschen, die sich selbst schädigen. Eine geradezu absurde Umkehrung der Fakten und genau genommen ein Aufruf zur Selbstzensur.

Konstitutives Merkmal von Meinungsfreiheit war und ist Öffentlichkeit. Wenn wir Meinungsfreiheit als Ausdruck der gesamten Persönlichkeit fassen, wenn sich der Mensch als leibliches Wesen konstituiert (© Merleau-Ponty), dann müssen wir auch akzeptieren, dass alle Aspekte der Persönlichkeit an der öffentlichen Darstellung teilnehmen.

Neu an der *Web-2.0*-Öffentlichkeit ist ihr einfacher Zugang für alle Menschen, ihre extrem große Verbreitung, ihre geringen Kosten, ihre nahezu unbegrenzten Ressourcen, ihre Gleichzeitigkeit, ihre Schnelligkeit und ihre Langlebigkeit. Alle Beschränkungen, die die griechische Agora, den österreichischen Stammtisch, die private Zeitung oder den demokratischen Parlamentarismus bestimmen, fehlen im *Web 2.0*.

Der Teilnehmer, der sich und seine Persönlichkeit in allen Facetten darstellt, ist nicht der Feind im *Web 2.0*, sondern das Individuum, das es zu schützen gilt. Bedroht wird das Bedürfnis gleichberechtigter weltweiter Kommunikation aus anderer Richtung.

Feind 1: Der Betreiber von Web-2.0-Plattformen

Vielen Benutzern ist nicht bewusst, dass sie gegenüber den Betreibern der Plattformen faktisch keinerlei durchsetzbare Rechte haben. Manche Betreiber verlangen die Abtretung von Nutzungsrechten für eingestellte Texte, Video- oder Fotomaterialien, andere behalten sich vor, ohne Angabe von Gründen Benutzer zu sperren und auszuschließen. Alle Betreiber können ohne Vorinformation den gesamten Dienst einstellen. Menschen, die einen wichtigen Teil ihrer sozialen Kontakte über die Communities abwickeln, können plötzlich ausgeschlossen werden. Manche Betreiber haben ganze Länder oder große

Gruppen auf diese Weise ausgeschlossen. Der öffentliche Raum der Communities entpuppt sich als „privatisierter öffentlicher Raum“, nicht mehr durch demokratisch legitimierte Gesetze, sondern durch frei gestaltete Geschäftsbedingungen geregelt.

Wer soziale Plattformen betreibt, sollte zu einer bestimmten Kontinuität, zu bestimmter Qualität verpflichtet werden. Kein Teilnehmer darf bloß wegen der Benutzung dieser Dienste gezwungen werden, einer kommerziellen oder staatlichen Verwertung seiner Informationen durch Betreiber oder staatliche Behörden zuzustimmen.

Feind 2: Die Trittbrettfahrer

Nicht jeder, der sich in sozialen Plattformen engagiert, hat das Ziel sich und seine Meinungen persönlich darzustellen. Für eine steigende Zahl von Unternehmen und Organisationen stellen die Plattformen eine billige Möglichkeit dar, ihre kommerziellen und politischen Interessen mehr oder weniger unverfroren durchzusetzen. Das *Web 2.0* kennt eine steigende Zahl von Blogs, Themenforen und scheinbar privaten *Social-Media*-Auftritten, in denen schlicht Unternehmensinteressen verbreitet und beworben werden. Mit dem großen Unterschied zur klassischen PR-Kampagne, dass diese Äußerungen nicht als Werbung gekennzeichnet werden, sondern als private Meinung getarnt sind („Viral Marketing“).

Vielfach engagieren sich Unternehmen oder staatliche Einrichtungen nicht selbst auf *Social-Media*-Plattformen, ziehen aber private *Web-2.0*-Auftritte zur Beurteilung einer Person heran. Und so kann dann eine „lockere“, bloß für Freunde vorgesehene Äußerung zum Jobkiller werden.

Auch Privatpersonen verwenden *Web-2.0*-Plattformen verstärkt zur Begleichung persönlicher Rechnungen. *Cyber-Mobbing*, *Cyber-Stalking*, Nötigung, Beleidigung oder Beschimpfung unliebsamer Personen werden häufiger. Eigene Plattformen entstanden, die die Möglichkeit der Beschimpfung und Bloßstellung der Ex-Freundin, des Ex-Freundes, der Schule, der Lehrer, der Nachbarn oder des Arbeitgebers bereitstellen. Im Schutz einer vermeintlichen Anonymität werden *Web-2.0*-Plattformen zu digitalen Schmuddel-Stammtischen umfunktioniert, mit dem großen Unterschied, dass die Äußerungen global abrufbar sind und für unbestimmte Zeit öffentlich bleiben.

Viele *Web-2.0*-Auftritte erfolgen ohne böse Absicht, können aber trotzdem in die Grundrechte von Menschen eingreifen. Das lustige Partyfoto vom letzten Samstag, das eine Reihe „angeheiterter“ Freunde zeigt und ohne deren Wissen auf *Facebook* & Co veröffentlicht wird, kann schon am Montag bloß peinlich, jedoch nicht mehr aus dem Internet entfernbar sein. Rasch wurde es von den zahlreichen Freunden, den Freunden der Freunde und deren Freunden kopiert und immer weiter verteilt.

In der Vorzeit von *Social-Media* war die Abgrenzung zwischen öffentlich und privat relativ klar, die Grauzonen, das Niemandsland waren für alle gut erkennbar. Auf Bassenatratsch, soziale Kontrolle und das allgegenwärtige Auge der Dorfgemeinschaft konnten sich die meisten Menschen recht gut einstellen. Im *Web-2.0*-Zeitalter kann jede noch so banale private Information, eigentlich nur für Freunde und Bekannte formuliert, über Suchmaschinen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Feind 3: Staatliche Einrichtungen

Behörden aller Art, besonders die Sicherheits- und Sozialeinrichtungen haben die sozialen Plattformen auch als ideale Überwachungsplattform erkannt. Unbedachte oder extreme Äußerungen können rasch als Vorstufe zu Terrorismus und organisierter Kriminalität umgedeutet werden. Die Teilnahme an Partys, Reisen oder sonstigen Events kann rasch Zweifel über die soziale Bedürftigkeit oder eine bestehende Arbeitsunfähigkeit aufkommen lassen.

Und so wird aus einem eifernden Muslim-Blogger rasch ein islamistischer Terrorist, einem Bodenkulturstudenten, der sich über die Verwerflichkeit von Pelztierfarmen äußert, ein militanter Tierschützer und aus Vaterrechtsaktivisten werden organisierte Kriminelle, weil sie Formulierungen verwenden, die sich nicht ausreichend von anderen – problematischen – Formulierungen distanzieren.

Äußerungen, die früher in Studentenblättern („Macht kaputt, was Euch kaputt macht“) oder bei Stammtischen („Alle Politiker sind Verbrecher“) als Teil milieubedingter Folklore angesehen wurden und keine Konsequenzen hatten, werden heute zum Vorwand für neue Terrorismus-Präventions-Gesetze.

Nicht mehr eine Tat oder die Vorbereitung zu einer Tat sollen bestraft werden können, sondern schon unbedachte oder extreme Äußerungen, unzureichende Abgrenzung von fremden Äußerungen und mangelnde Ausgewogenheit in den Formulierungen sollen Sicherheitsbehörden Überwachungs- und Kontrollbefugnisse einräumen.

Die Freiheit der Meinungsäußerung, die in einem gewissen Ausmaß auch das Recht umfasst, Unsinn, einseitige und subjektive Ansichten zu formulieren und zu verbreiten, würde auf das Recht reduziert werden, nur noch in *Newspeak*-Form die staatlich sanktionierten Positionen und Ansichten der Leitkultur variierend wiedergeben zu dürfen. „Jeder kann sagen, was er will, solange es der offiziellen politischen Propaganda entspricht.“ könnte man Henry Fords Leitsatz variierend über die recht beschränkte Farbauswahl seines – durchgehend schwarzen – ersten Serienautos, dem T (Tin Lizzy) formulieren.

Das Objektivitätsgebot, das im staatlich kontrollierten Rundfunk eine gewisse Berechtigung hat, um eine willkürliche, bloß der Staatspropaganda dienende

Berichterstattung zu verhindern, schlägt in eine autoritäre Zensurmaßnahme um, wenn sie auf alle Privatpersonen ausgedehnt wird.

Private Plattformen müssen vor staatlichem Zugriff genauso geschützt werden, wie Wohnungen für staatliche Einrichtungen tabu sind.

Der Bibliothekar als Pädagoge

Wie schwierig der Umgang mit den neuen Medien ist, sollte mein kleines Eingangsbeispiel über die Zahl der *Facebook*-Freunde zeigen.

Ohne den Willen jede Quelle kritisch zu hinterfragen, ohne Zusatzwissen, ohne geeignete Suchstrategien und Ordnungskonzepte, ohne ein gehöriges Quantum Paranoia hätte ich ihnen ansonsten erklärt, dass der beliebteste Politiker Österreichs Robert Heinrich I. ist, Österreich eine Monarchie ist und ansonsten nur Red Bull trinkt.

Permanente Verfügbarkeit einer Unzahl von Informationen, Meinungen und Daten, deren Wahrheitsgehalt nicht nachvollziehbar ist, Langlebigkeit von Informationen bei gleichzeitigem Fehlen der garantierten Verfügbarkeit sind neue Herausforderungen der Informationsgesellschaft.

Um auf diese Phänomene angemessen reagieren zu können, bedarf es der Neuorientierung im Bildungswesen. Wozu lernen, wann Hitler den Zweiten Weltkrieg angezettelt hat oder wie hoch die Pyramiden sind, wenn innerhalb von Sekunden das Internet nicht nur eine Antwort gibt, sondern gleich mehrere Dutzend unterschiedliche und nicht nur die eine gestellte Frage beantwortet, sondern auch gleich einige hundert weitere, nicht gestellte? Keine Frage, keine Antwort, kein Faktum, sei es noch so belanglos, noch so richtig oder falsch, geht in diesem System verloren.

Warum Schulbücher herausgeben, wenn die *Online-Wikis* (etwa <http://wiki.zum.de/>) bessere, genauere, aktuellere und realistischere Beispiele und Erklärungen bereitstellen?

Der traditionelle Bildungsvermittler kann den Verfall der klassischen Bildung bejammern, er kann kapitulieren („sucht euch die Unterlagen im Internet zusammen“), er kann die Realität verleugnen („hier bestimme immer noch ich, was wichtig ist“), oder er stellt sich dem Problem offensiv.

Was ist Wahrheit, was Irrtum? Wie finde ich, was ich suche, statt zu suchen, was man findet? Neue Methoden der Medienkritik, der Medienaneignung und der Mediengestaltung sind gefordert.

Die traditionelle Bildung lebt von einer Frontstellung, auf der einen Seite die Medien, das Wissen, die Informationen, auf der anderen der Schüler, der Bürger, dazwischen der Redakteur, der Pädagoge, der Bibliothekar. Die traditionelle Bildungsaufgabe, das Leitbild des humanistischen Bildungsbürgers, war Analysieren, Verstehen, Hinterfragen. Bildung war Persönlichkeitsbil-

derung, vermittelt am Beispiel großer Klassiker, großer Erkenntnisse und großer Ideale.

Der Gegenentwurf zu diesem Ideal ist der technisch-ökonomische Bildungszugang, der bloß Vorbereitung zu bestimmten technischen, wirtschaftlich verwertbaren Fähigkeiten ist.

Wenigen ist aufgefallen, dass beide Bildungsziele die dialektischen Seiten derselben Medaille sind, beide postulieren den Gegensatz zwischen lernendem Individuum und lehrreichem Bildungsgut.

Diese Frontstellung ist unter *Web-2.0*-Bedingungen verloren gegangen. Jede Handlung, jede Meinungsäußerung, jedes Posting, jeder Videobeitrag, schlicht alles beeinflusst gleichzeitig andere. Jetzt, sofort, unmittelbar. Unabhängig, wie „klug“ oder wie „dumm“ die Äußerung ist. „Dumm“ und „klug“ werden zu obsoleten Begriffen einer untergehenden Welt.

Es gibt keinen unbeteiligten Beobachter mehr, jeder ist gleichzeitig Akteur und Beobachter, freiwillig, bewusst oder unfreiwillig und ohne die Konsequenzen zu erkennen. In diesem Umfeld brauchen wir Trainer, Begleiter, Mentoren, nicht damit sie uns sagen, wo's lang geht, sondern uns mit ihren Erfahrungen helfen, unsere Fähigkeiten in diese instabilen, flüchtigen und gleichzeitig auf Dauer angelegten Plattformen einzubringen.

Medienkompetenz ist für diese neue Kompetenz ein zu schwaches Schlagwort. Diese neue Kompetenz erfordert umfassende analytische und logische Fähigkeiten und das Selbstbewusstsein, Sachverhalte kritisch hinterfragen zu können. Autoritätsglaube und die Vorstellung, es gäbe Instanzen, die wissen, „was richtig ist“, werden die eigentlichen Hemmschuhe in der Entwicklung einer modernen Informationsgesellschaft sein.

Nicht Überwachung, willkürliche Geschäftsbedingungen, selbsternannte oder staatliche *Cybercops* werden Orientierung in den sozialen Medien sichern. In der Unzahl der Plattformen werden Ausschluss- und Zulassungsverfahren, wer darf agieren, wer darf nur konsumieren, nicht funktionieren, trotzdem müssen Mechanismen zur Qualitätssicherung geschaffen werden. Komplexe Regelkreise der Akteure, die andere Akteure kontrollieren und selbst von anderen Akteuren kontrolliert werden, die selbst wiederum von kontrollierten Kontrolloren kontrolliert werden, werden notwendig sein. Denken und Handeln in Multi-Interdependenzen wird zum Gebot der Stunde.

Diese Fähigkeiten zu vermitteln, wird eine weitere zentrale Aufgabe der Bibliotheken und Bibliothekare werden, der Bibliothekar wird verstärkt zum Medienpädagogen werden (müssen).

Der Bibliothekar als Archäologe

Die Bibliothekare waren – auch in der Vergangenheit – nie technikscheu, sie mussten immer aus den fragmentierten Bruchstücken ihrer Zeit das Wissen bündeln. Sie machten das in der Vergangenheit durch Zusammentragen von

Büchern und Schriften, durch Ordnen und Bewerten, durch Katalogisieren und Beschlagworten.

Diese Aufgaben sind mit den neuen Informationstechniken erhalten geblieben, aber die Quellen und Zugänge sind neu, und die Mittel müssen sich ändern. Die gigantische Menge der zu bearbeitenden Informationen ist schlicht zur neuen Qualität geworden, auch die Zahl der Produzenten wurde zu einer neuen Qualität.

Umberto Eco lässt Adson, Williams Gehilfen, nach der endgültigen Zerstörung der Benediktinerabtei im Epilog berichten:

„Jahrzehnte später, längst schon im reifen Alter, hatte ich Gelegenheit zu einer Italienreise meines Abtes. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und machte auf der Rückreise einen langen Umweg, um wiederzusehen, was einst die Abtei gewesen. ... Beim Herumstöbern in den Trümmern fand ich hier und da ein paar Fetzen von Pergament, die aus Skriptorium und Bibliothek heruntergefallen waren und im Schutt überlebt hatten wie vergrabene Schätze. Ich begann sie zu sammeln, als müsste ich die Seiten eines auseinandergefallenen Buches wieder zusammenlegen. ... Auf der Rückreise und später in Melk verbrachte ich viele Stunden mit dem Versuch, jene spärlichen Überbleibsel zu entziffern. ... Am Ende meiner geduldigen Rekonstruktionsbemühungen zeichnete sich vor meinen Augen so etwas wie eine kleine Bibliothek als Zeichen jener verschwundenen großen ab, eine Bibliothek aus Schnipseln, Fragmenten, Zitate, unvollendeten Sätzen, Ruinen und Torsi von Büchern.“

Hier kommt der Bibliothekar als Experte wieder ins Spiel. Stellen Sie sich den Informationsraum Internet, dieses Paralleluniversum, als jenes abgebrannte italienische Benediktinerkloster vor, das Umberto Eco so eindringlich beschrieb, das voll Informationsschnipsel ist.

Mit dem kleinen Unterschied, dass nicht ketzerische Mönche ihre Spuren verwischen wollten, dass nicht Jahrzehnte und Jahrhunderte vergehen, sondern dass das Internetsystem selbst, die zahllosen *Social-Media*-Plattformen, die Millionen Teilnehmer in ihrem ungebrochenen Produktionsschwall täglich ein gigantisches Informationschaos produzieren. Nicht einmal brennt dieses Paralleluniversum spektakulär ab, sondern täglich. Die Aufgabe der Bibliothekare besteht darin diese Schnipsel, gleich Bruder Williams Gehilfen, zusammenzusetzen. Endlos und unermüdlich. Tag für Tag.

Der Informationsvermittler heute wird rasch erkennen müssen, dass er tatsächlich zum Archäologen des gestrigen Tages werden muss, der den täglichen Scherbenhaufen an Informationen zusammensetzen muss, soll uns nicht schon in naher Zukunft das Informationsgeschehen der Millenniumsjahre fremder werden als unsere Kenntnisse über das Wissen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Nur Mut, no fear! Detektiv, Pädagoge, Navigator und Archäologe. Es gibt auch in Zukunft für Bibliotheken und Bibliothekare noch viele spannende Rollen und viel zu tun.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit!